

Langt einen Band vom Boden, schlägt auf, frecht, klappt, blüht ihn schwer in die Erde trampf, tragt, trappf, Von der Füre zur Wand, vom Bette zum Fensterbord, Hart aus sich bricht er Sprache und wirft auf den Vogen das Wort.

Grocht, feilt, hämmert; lügt, zielt, trifft, — Also dochzend und bosseind, schreibt Aulfers deutsch die Geschrift.

Fernhin, zu Füßen des Berges gespannt, Tragend Wälder und Wiesen blüht das Thyringer Band. Gestarrte Wellen grünlenden Meeres, leuchten die Hüdn, Die Berge glänzt, hinter Wellen dämmert die Hüdn.

Manömal am Fenster hält er ein, Sinnend in Raht; Breit breitet er die Arme und saßt. In Fudern packt er die Luft und den Tageschein, Und wendet sich hin und streut auf die Vögen blüht

Den Duft der Hügel, das Wäldersicht. Hund um die Stube öffnet sich Wandlung und Mauer, Wiesen und Wäßer, Wald bei Wald, Berg an Berg. — Ein Fußmann raselt darüber, zurufen adert ein Bauer; Eigen ratend und besend am Außers Wert.

Im Leuchterlicht der Kerzumpf brennt Auf Vögen dicht mit Schrift beschrift; Von Strich- und Kreuzen wir durchquert, Begonnen liegt das deutsch Neu Testament.

Breit dacht sich Aulfers Rinte auf die Brauen, Hart löhnt er auf aus Mähäl und Beschwerde, Die Rechte hängt, im Bild verglomm das Schauen. Den Schloß des Raumes spürt er lodend weit Ueber Thüringen, über die Erde, —

Dumpf lehnt sein Kopf zurück in lauchendem Meere, Müdwards zu horchen, wie Gott vor Zeit Gesprochen zu Apoclien und Propheten. Vor seinem Ohre redet es klar und klar, Erschlößen Reht er unter dem lautenden Segen. Da wird er mit Bewußtheit es gebard:

Gott ist zugewen, Er ist vorhanden hier zwischen Dede und Dede. Im ihn zu küßen und zu tragen, Wenn er vor Raht in Schwäche niedersiele, Sein Wort noch einmal in ihm auszusagen.

Die Wälder um die Wartburg Reht vereist, Doch Außers Stube schimmert hell durdgelüht, Still an der hohberghalten Dede brennt Ein sommernd Licht, das wärmt auf Tisch und Bant: Vollendet liegt das deutsch Neu-Testament. Das Wort schlägt aus, will es Melancthon schreiben, Ulrich blüht Weissen unter seinem Gang. Der Vögen an der Tür beginnt zu treiben Ein Rosenkraut umfängt den eignen Schwan.

Bunte Zeitung.

Wandertes Trodengemüse. Gegen das sogenannte „Wandtieren“ der Gemüße erheben sich in letzter Zeit von bestreuten Seiten vornehmende Stimmen. Bei der Behandlung von Gemüßen mit überhitztem Dampf von etwa 2,5 Atmosphären Druck gleich 130 Grad Celsius wurden durch das Kondenswasser nach wenigen Minuten ganz erhebliche Mengen von Nährsalzen und Basen ausgesaugt. Hierbei wird durch die hohe Temperatur der natürliche Zustand der pflanzlichen Zelle verändert und bei der folgenden Koagulation verliert das Gemüße etwa 20 bis 25 Prozent seiner Flüssigkeit. Durch diese beiden Momente erleidet das Gemüße einen Verlust von 40 Prozent seiner Alkalien. Wird das Abdrücken jedoch längere Zeit ausgedehnt, so steigert sich der Verlust noch erheblich und beträgt nach fünf Stunden bis zu 95 Prozent aller alkalischen Bestandteile. Mit diesen Faktoren muß bei Beurteilung des Nährwertes von Trodengemüse gerechnet werden. Das dies nicht bloß theoretische Erwägungen sind, lehrt eine kürzlich beobachtete Storbutepidemie unter Kindern in den ersten Lebensjahren, die sofort verschwand, nachdem Ödörgemüse durch frisches ersetzt und gleichzeitig die Milch fünfmal nur einmal sterilisiert worden war.

Dostojewskis Tochter in Rot. Die einzige Tochter des großen russischen Dichters Fedor Dostojewski, Džuba Dostojewski, lebt seit Beginn des Krieges in einem Schweizer Hotel und ist in Rot geraten. Die 22jährige Dame arbeitet

an einer umfangreichen Biographie ihres Vaters. Sie leidet an schwerem, erblichem Rheumatismus und wurde bisher von Landsleuten unterstützt, die jedoch infolge der Zustände in Rußland nur auch ihrer Kriegsmittel beraubt worden sind. Džuba Dostojewski hat sich an den tschechischen Schriftstellersverein in Prag gewandt, mit dem Erzeugen um Unterstützung, und der Verein „May“ leitet für die Tochter des Dichters der „Brüder Karumator“ eine öffentliche Sammlung ein.

Literatur.

Der Kuffen in Posen ist der Titel einer höchst aktuellen Broschüre, die von Joseph Dania unter Benutzung amtlichen Materials bearbeitet, jedoch in Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8 erschienen ist. Die Schrift zeigt nicht nur, wie die Polen das Deutschtum in der Provinz Posen seit dem poltischen Umschwung im Reichsgebiet gebracht, ihren Angriff organisiert und durchgeführt haben, sondern legt auch die Grundlagen der Methode offen, deren sich das Polentum bis in die jüngste Gegenwart in der Provinz Posen und nun auch in Schlesien zur Durchsetzung seiner unerhörten nationalen Ziele bedient. Man möchte wünschen, daß die Ergebnisse in der Provinz Schlesien recht bald eine ebenso genaue Darstellung fänden, um der Gerechtigkeit zu zeigen, wessen sie sich von ihrer poltischen Fremden zu versehen hat, die, wo immer es gegen das Deutschtum geht, vor keinem Mittel zurückzureden, die sich rühmen, der Feind des Volksgewissens zu sein und doch in Schlesien mit dem Volksgewissens gemeinsame Sache machen. Im übrigen ist das Verfahren hier das gleiche wie in der Provinz Posen. In der Aufzählung der Methoden liegt daher der große allgemeine politische Wert der Schrift, der wir im Inland und im Ausland eine weite Verbreitung wünschen.

Reiche Enten gefunden Döfles können wir nur erwarten, wenn wir die Döfleschuldung ausgiebig unter Mitarbeit sämtlicher Gemeindeglieder, also aller Nachbarn, bekämpfen. Ein Einzelnr magd dabei kaum halbe Arbeit, Belehrung und Rat, wie die Bekämpfung von Döfleschuldungen vor sich geben soll, in die weitesten Kreise zu tragen, bringt den gewöhnlichen Erfolg, Herr Dr. Zweigelt, Professor an der höheren Lehranstalt für Döfles und Lebensmittel in Klosterneuburg, hat zu diesem Zweck das „Merksblatt über „Pflanzenschutzarbeiten im Döflesgarten“, einen Arbeitskalender, geschrieben, der die Döflesbekämpfung, seitlich nach Monaten geordnet, behandelt. Diese wertvolle Arbeit erschien im Verlag der E. W. Ende'schen K.-V., in zwei Ausgaben mit und ohne dunkle Tafeln. Hierbei können die hier genannten Tafeln von A. von Eubensbach auch ohne Text bezogen werden.

„Dokumente der Menschlichkeit“, historische-politische Bücherei. Dreiländervertrag München-Wien-Berlin. — Die Welt fängt im Menschen an — unter dem Zeichen dieses Dichterwortes steht die neue phylologische, politische, sozialwissenschaftlich orientierte Bücherei. In kurzen, gebiegen ausgestatteten, wohlfeilen Textausgaben soll hier der fruchtbarste Kern aller großen schöpferischen Bewegungen aus den Werken der originalen Denker, aus Flug- und Denkschriften, Reden und Briefen herausgeholt werden. Dabei werden in erster Linie solche Stücke berücksichtigt, die einem weiteren Leserkreis nur schwer zugänglich waren. Großes Erbe soll nunmehr dem endgültig mündig erklärten Erben übergeben werden. Bisher sind erschienen: J. G. Fichte, „Die Republik der Deutschen“, Thomas Morus, „Aus der Utopia“, Jonathan Swift, „Mikael“, Jean Paul, „Fremdenpredigt“, J. J. Rousseau, „Der Gesellschaftsvertrag“, Thomas Campanella, „Der Sonnenstaat“, Emmanuel Kant, „Zum ewigen Frieden“, J. G. Fichte, „Neue Welt“, Wilhelm von Humboldt, „Die Grenzen des Staates“, Louis Blanc, „Die Organisation der Arbeit“.

Heinrich Lammasch, Woodrow Wilsons „Friedensplan“. Mit Briefen, Reden und Schriften des Präsidenten aus den Jahren 1913 bis 1919. E. W. Lat. u. Co., Verlag Leipzig und Wien. — Das Buch ist unbedingt eine wichtige Publikation. Der Fragen wegen, die uns alle angehen, und mit denen er sich befaßt. Aber auch des Mannes wegen, der es geschrieben, und des Mannes, mit dem er sich beschäftigt.

Zu beziehen durch die **Goethe-Buchhandlung** Halle a. O., E. W. Ulrichstr. 68, Fernruf 4520.

Verantwortlich: Dr. Karl Beer.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 24

Freitag, den 11. Juli

1919

Die beiden Wildtauben.

Roman aus dem Fortleben von Richard Stoumann.

17. Fortsetzung

Sechstes Kapitel.

Hans von Manfar hatte noch eine ganze Weile im Schatten der hohen Eichen gestanden und nach dem kleinen Giebelhäuschen jenseits der Türe hinübergesehen, das nach einem kurzen Züfchellen wieder dunkel geworden war. Bieleicht kam sein kleiner Bruder doch noch zum verschwiegenen Selbsthau, trotzdem es das Zeichen gegeben hatte, daß es sich nicht zum Hause hinausgehen konnte. Und gerade heute hatte er sich schon den ganzen Tag nach einem lieben Wort geseht und war mit tausend guten Vorfällen besegnet!

Schließlich ein Tag wie jeder andere, nur als er beim Aufstehen auf den Kalender sah, fiel ihm ein, daß er an dem Tage gerade sechsundzwanzig Jahre alt geworden war. Und kein Mensch auf der weiten Welt hatte seiner gedacht! Sein Vetter Diebenow, bei dem er nach dem Niederbruch untergetreten war, war vor acht Tagen mit seiner jungen Frau nach Königsberg gefahren, um die Freunde der Großstadt zu besuchen, für die Kameraderen im alten Kasernen, mit denen er vor einem Jahre noch den Tag bei einer Kaffeezeit im Kasino im Kasino im Kasino, war er tot, abgetan und erledigt, und die Mutter hielt star an dem Wort, das sie damals gesprochen hatte: Sie würde ihn erst wieder sehen, wenn er ein anständiger Mensch geworden sei! Das kleine Döflesmädchen aber, das an ihm hing, mußte den Tag gar nicht, sonst wäre wohl ein heimlicher Wunsch zu ihm herübergefliegen!

Da war allerdings eine nachdenkliche Stimmung über ihn gekommen, fast eine Art Schwermut, daß er sich zu dem einzigen Menschenkind, das ihm in Treue und blindlings ergeben war, so falsch und niederträchtig gehalten hatte. Aber das war ja, Gott sei Dank, noch zu ändern, ohne daß sie's merkte, und vielleicht war es ganz gut so, wie es gekommen war; daß mal ein Tag kam, an dem man eine Art von Milderung und innerer Einigkeit hielt.

Gewiß, er hatte sich ihr leidenschaftig genähert, ganz kaltblütig alle erlaubten Register gezogen, um die Szene und trotz aller Unschuld Störfische zu gewinnen, aber das brauchte sie ja niemals zu erfahren. Ein Teil von dem, was er ihr vorgebetet hatte, war zudem ja auch wahr, der alte Fiel von Diebenow hatte wirklich diese abgetatete Operettendiva als sein eheliches, richtig angebrachtes Gemahl in dem alten Stämmchen seines Geschlechts geführt. Der Zweifel mußte wachen, wie er in seiner hinterwäldischen Harmlosigkeit an diese in allen größeren Garnisonen fast unbekante Dame geraten war! Ein Augenblick und mehr nach Königsberg, aber nach geheimnisvoller Anbeuten, daß die lieben Verwandten, die ihn zu beehren begäuden, sich wundern würden, daß er, der alte Diebenow, schließlich auf seinen Menschen Rückblick zu nehmen hätte, und nach einer vierzehntägigen Abwesenheit eine sein illustrierte Anzeige: „Heinrich von Diebenow, Ehestück Heilig, Vermählte.“

Da hatte er sich einen halben Tag lang das Kopf zerbrochen, wer wohl die Ausrufworte seines Veters sein mochte, bis die Heimkehr des jungen Paars von der nach Staffeln unternommenen Sojgheitsreise die Klärung brachte. Zugleich ein überzeitendes Wiedersehen.

Als er an dem Wagenschlag trat, um die zukünftige Herrin von Neuhof zu begrüßen, hatte er an sich halten müssen, am nicht nach anzusehen. Diese elegant, wenn auch schon ein wenig verblühte Dame, der er mit respektvollem Gruß die Hand zum Aussteigen bot, war noch vor knapp einem Jahr in seiner Garnison im fernen Elsaß als Star einer reifen Operettengesellschaft aufgetreten. Unter dem Künstlernamen Elle de Carrel, und in dem kleinen Hinterzimmer des Hotels vom Goldenen Löwen hatte es nach den Vorstellungen übermütige und recht anmaßliche Signungen gegeben. Die ganze glattirte Eigennützigkeit, die Heiterkeit, Ehrer wie er kooperieren, um den gelangweilten Nament von allen Woffensungen, dem's nicht drauf an kam, ein paar monatliche Gattungen in acht Tagen zu verjubeln. In der trostlosen Zeit, die nachher kam, legte er sich krumm und hütete es wieder ein. Und an der Spitze der lustigen Kompagnie, immer voll von übermütigen Streichen, diese Dame da, die er jetzt als Gattin seines Veters und Wohltäters im Namen des verarmten Unternehmehandes von Neuhof mit einer feierlichen Anrede begrüßen sollte!

Da hatte er sich gewohnlich zusammenzucken müssen, um sie in

der ersten Ueberzeugung nicht als alte Bekannte zu begrüßen, aber auch sie zeigte ihm deutlich, daß sie ihn wiedererkannt hatte. In ihren Augen stand es wie ein Erzdröden, und als er sie aus dem Wagen hob, flüchtete sie an seinem Ohr: „Mund halten, Mejanin, erklär dir alles später!“

Sogar des Spitznamens entkann sie sich noch, den er seinerzeit im Bataillon geführt hatte! Der alte Diebenow aber schien das heimliche Giebelhäuschen gehört zu haben, denn er runzelte die dunkeligen Augenbrauen und schwang seine schwere Gestalt mit einem süßen Ausdruck dem Wagen: „Manu! Ihr tennt euch beide schon vor Frieder her!“

Da hatten sie in gemeinsamem Einverständnis gelauscht, und die junge Frau gab für die leise gesprochenen Worte irgendeine harmlose Erklärung. In dem alten Herrn aber war das Mißtrauen rege geblieben, und nach dem Abendessen sagte er ganz unvermittelt: „Es ist mir schon lieber, zu nicht nach dem Vornam hinaus, Hans. Es ist besser für die Wirtschaft!“ Und bei dieser Anordnung war es geblieben, am anderen Morgen wurde die Inspektorenwohnung nach dem weitabgelegenen Gehöft wieder eingerichtet, und er siedelte über, ohne daß es zu der verprochenen Aufklärung gekommen wäre. Auch später hat sich dazu keine Gelegenheit, denn er sah seine alte Freundin aus länglich vergangenen Tagen, nur alle Mittag eine halbe Stunde lang bei Tisch, und der alte Herr pochte hart an!

Er aber benahm sich forrell, begegnete der neuen Gattin mit süßer Höflichkeit und brachste dabei nicht mal ein Spier zu bringen oder Romäne zu spielen. Was ging's ihn schließlich an, daß sein Vetter diese Dame geheiratet hatte? War hatte er es nötig, ihn aufzuklären, daß sie die Geliebte eines seiner Kameraden gewesen war, damals, als ihre Truppe in Kolmar, fern am anderen Ende der Welt, gartierte? Er schuldete ihm seinen Dank, denn für seine Untertun mußte er hart arbeiten. Und daß der alte Herr sich für ihn interessierte, war, auch der Familiat ist in die poltische Sozialromane faden wollte? Das war, genau gesehen, ein herzlich schätzer Dienst gewesen! Schließlich lieber im fremden Land als gemeiner Soldat ein Leben voll Kampf und Gefahr führen, als hier in der Heimat sich vor jedem anständigen Menschen ideu verziehen zu müssen. Und Arbeit vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, eintönige und frampfennige Arbeit, denn der alte Diebenow schenkte ihm nichts als die eintönige Verbannung in das einsame Forwert, in ein niedriges Mauerloch, das als Gerüstwerkamt gebiet hatte und mit allen Dekorationen stinnet nicht wohllich gemacht werden konnte. Da war er eine Zeitlang recht ungelitten, bis ihm eines schönen Tages ein geradezu glänzender Einfall gekommen war, aus dieser Verbannung der Dinge auf seine Art Kapital zu schlagen.

Sein Verhältnis zu der kleinen Fürstentochter aus Bogdöhen war schon mehr als drei Monate alt, und es langweilte ihn nachgerade, alle Woche einmal in der Erlensgung am Augländer Gehöft eine Stunde und länger im Schnee zu leben und über „Aufstellungen“ zu disputieren. Das hatte in der ersten Zeit seinen Reiz gehabt; als er aber zu erkennen glaubte, daß er trotz und war als eine Art von Waffel in der dramatischen Unterwelt, beschloß er, die trübseligen Wände anzugehen. Er blamierte sich ja nur vor sich selbst in dieser Rolle des schmächtigen Loggenbürgers, die die Literaturgespräche fingen an, auf die Dauer unbecquem zu werden. Das junge Mädchen hatte geradezu unheimlich viel gelernt und gelebt, sprach über ganz ausgefallene Sachen, wie das romantische Element in der „Kantone von Orleans“, und verfuhr die Waffel, daß der „Kant“ eigentlich keine rein menschliche Tragödie wäre, weil dieser Kant von Mephistopheles die beiden Hauptbeteiligten wie Marionetten hin und her schobte... allerdings riesig gelehrte Geschichten, die ihm teils ganz neu waren, teils aus den Literaturstudien der Kadettenzeit so als buntes Erinnerungsfragment in der „Kantone von Orleans“ nicht zu sein, sich mit Hilfe des Kompositionsexerzitars dort einzugucken. Und auf die Dauer war die Taktik, solchen Erzählungen mit stilligen Gemeinplätzen zu begegnen, nicht durchzuführen. Das junge Mädchen hing schon an, zweifelnde Augen zu machen, und es war Zeit, den einseitigen Schlag zu führen. Entweder gelang er, und er blieb Sieger, oder er gab den nutzlosen Kampf auf. Und die Berührung seines Veters war die Waffe, die er zu führen gedachte, aber nicht plump und andachtsam, sondern nach einem wohlüberlegten Plan.

Er spielte den Niedergetragenen und Schwermütigen, härmte ihr zerstreut zu und trieb es so ein paar Wochen lang, bis sie sich endlich zu der Frage verleiten ließ, was ihm denn fehlte. Da



erzählte er denn die romantische Geschichte, die er sich ausgemalt hatte, von der Gemissnast, in die ihn das Wiedersehen mit der früheren Geliebten gebracht hätte, und ließ ganz allmählich erst durchblicken, daß es für ihn aus all dieser Wirrtal nur eine einzige Rettung gäbe, eine hingebende und aufopfernde Liebe, eine Liebe, die ihm heilige Willkür anferlegte und an denen es eine feste Schutzwehr gegen die Forderungen der andern fände!

Und sie hatte ihm geglaubt! Er hatte richtig geredet, als er sich ihr Knielein zum Bundesgenossen ward.

Aber kein Empfinden dafür, wozu ein frevelhaftes Spiel er trieb! Da mein lieber Gott, man ließ hier unten in dem verlassenen Winkel und verteilte sich die Zeit, so gut es eben ging. Und das keine Fährten, selbst wenn er eine weit über seinem Stand reichende Bildung genossen hätte, büßte doch keinen Anspruch erheben, sozulagen als Gleichberechtigte, als Dame genommen zu werden? Da müßte schon ein so einlamer Laus kommen wie der heutige, mit allerhand nachdenklichen Stimmungen, daß man's mit der unangenehm Empfindung kriegte, sich wie ein unzusammenhängender Schmelzband aufgeführt zu haben. Und daß — vielleicht — auf einem andern Wege das ganze große Glück gelagert hätte, auf das er immer noch nach dem erstlittenen Schicksal verzehrte. Alle waren sie von ihm abgefallen damals, hatten die Weisheit gesucht und ihm im Stich gelassen, in dem Hause sogar, in dem er hart am sein Brot arbeitete, war er nur ein Gedächtnis. . . Er allein glaubte an ihn, hatte all ihren Stolz und ihre Feindschaft ohne Zaudern geopfert, um ihn aus der vermeintlichen Gefahr zu retten. Und das alles hatte er in den Schmutz geworfen.

Aber noch war's ja nicht zu spät, alles wieder gutzumachen. Er brauchte nur sein Knie einzuhaken, und sie würden sich betreten!

Freilich, diesen tödlichen Theaterpuffel mußte sie sich schon aus dem Kopfe schlagen, zugleich mit all den Träumen von einem Leben in der großen Welt. Für einen, der wegen Straußs des Ehrenrotes schimpflich aus seinem Tuppertel gestiegen war, gab es nur ein verhängenes Hauslein fern von allen früheren Bundesgenossen. Aber das war ihr schon unter irgendwelchem Korb und ganz planlos in der heubündigen Hand eben irgend eine neue Beschäftigung. Und ging her übernahm mit dem kleinen Vermögen von Vatersseite, das nach der wilden Zeitanstalt noch übrig geblieben war, irgend eine Beschäftigung. Oder zog selber über den großen Graben in ein Land, wo niemand danach fragte, ob man in selber Stunde nicht einmal das Ehrenwort versagen hätte. Das hab abgezwungene Wort auf eine Saade, die härter war als alle guten Vorsätze. Und die hatten ganz abends und abendeten, denen viele Leidenschaft fremd war, auf heimlichem Wege im fremden Reiter um Kopf und Kragen zu bringen. . .

Das alles hatte er ihr heute auseinanderzusetzen wollen, in vorzüglicher und zurechtgestrichter Fassung natürlich, und, wie sie's ansahm, das sollte ihm zugleich ein Prüffeld sein für die Echtheit und Größe ihrer Liebe. Und als er den Entschluß einmal gefaßt hatte, war eine vorwärtstreibende Ungebuld über ihn gekommen und jagte ihn schon am frühen Nachmittag aus dem Hause. Eine dringende Angebuld, mit einem Schläge wieder gutzumachen, war er in all dieser Zeit verweilt hatte, da hat er den Gural vor den letzten Kordmorgen spannen lassen, obwohl er vor dem plötzlichen nicht daran denken konnte, sein kleines, schwarzes Viehchen wiederzugeben. Nur heraus aus dem engen Mauerloch, irgendwohin ins Freie! Und auf der festen Chaussee hatte der Gaul ganz von selbst den Weg nach Rosdöchen eingeschlagen, der ihm von den Fahrten zum Wochenmarkt vertraut war. Er aber hatte ihm die Bügel gelassen, in dem Weperischen Guldhof gab's vielleicht irgendeine Zerstreuung oder Abwechslung, bis es an der Zeit war, nach Wodöchen zu fahren. . .

Und es war besser gegangen, als er gehofft hatte. Eine ganze Gesellschaft von jungen Betschützern, die zur Kontrollversammlung ins Kirchdorf gekommen waren, lag in den Gasthäusern zusammen, und die leicht feindselige Stimmung, die noch von dem Tanzvergnügen aus längst vergangener Zeit flammte, war durch ein vermitteltes Scherzwort des Gastwirts Weyer aus der Welt geschafft worden. Die jungen Leute nannten ihn sogar mit einem gewissen Respekt, „herr Keutnant“, umgibt die jungen Köpfe wurden getrunken, und zuletzt gab es einen kleinen, unangenehmen Feines Spielchen. Er kühlte den Würfelbecher für „lustigen Viehchen“, und es ging gefittet dabei zu, nur ein bißchen lauter wieleucht als vor Zeiten im „Goldenen Bienen“ in Kolmar, und die Hände, die sich zum Einsätze über den Tisch redeten, sahen nicht wohlgepflegt aus, sondern glühen großen zarten Sommerhären, Hände, die nicht im weichen Handbuch den Degen trugen, sondern den Griff der Pfugflur durch ihr zartes Leben führen. Aber das Geduld war das Beste, hier wie dort, die Silberhände zu erst, dann Gold und, als die Köpfe heißer wurden, die blauen Schelme.

Und er gewann, gewann fast Schlag auf Schlag, so daß er sich zuletzt einen großen Suppenteller geben lassen mußte, um all das Geld zu bergen. Fast hätte er darüber den eigentlichen Zweck seiner Ausfahrt vergessen. Erst als der Wirt ins Hinterzimmer trat und ladend sagte: „Herrschel, eigentlich müßt ihr jetzt heute abend bleiben, wenn wir nicht hier unter uns Wäldchen wären“, da hat es ihm wieder ein. Er sagte dem leicht zuckend Schläge aus, gab noch ein paar zu, als sein Knielein nicht vorzugehen wolle, und zachte schließlich, um nicht als Krauser dazugehen, aus der Bank die ganze Zech. Kaum ein Viertel seines Weines ging darauf, den Rest stopfte er in die Taschen und stieß unerbitlich. Mit der Wahnung zugleich war ihm wieder

die Sehnsucht gekommen, die ihn am frühen Nachmittag aus dem Hause getrieben hatte.

Und jetzt war alles umsonst gewesen! Er mußte allein die Feindschaft antreten, allein in die unwirtliche Bude zurückkehren, und es graute ihm fast vor der Einsamkeit, die dort auf ihn wartete. Wühl eine Stunde lang hatte er gepöht und gemarrt, ob die Liebste nicht doch noch aus dem Hofor den Weg entlang eilen würde zu der heimlichen Stelle abseits der Lasebener Chaussee, an der sein Fußweert stand. Aber das Tor blieb verschlossen und an dem kleinen Giebelstiege zeigte sich kein neues Signal, das ihn zum Ausscharen ermunterte hätte.

Da zog sich ihm das Herz zusammen, und er wandte sich, um zu dem geduldig stehenden Knechten zurückzuführen. So recht eilam und verlassen kam er sich vor, an der Tiefe seines schmerzlichen Empfindens aber merkte er deutlich, wie ernst es ihm mit seinen guten Vorsätzen gewesen war!

(Fortsetzung folgt.)

Beethovens Tod.

Von Johannes Heinrich Braach.

In einem Spätmorgens des Jahres 1827 gingen in Wien zwei junge Männer, der Musiker Schindler und Gerhard von Brenning, der Sohn Stephans von Brenning, um die Nachmittagszeit zum Währinger Friedhof, um einem Sterbenden den letzten Abschied zu geben. Von dem ersten erlittenen Frühjahrsleben in den Gärten merkten sie nichts, denn die Blide hing über die Straße, die sie in ihrem traurigen Dienst zu fahren hatten, und die Gedanken waren bei dem, der seit Tagen mit dem Tode rang, bei Beethoven.

Brenning dachte über des großen Komponisten Jugendzeit, von der ihm der Vater fast Tag für Tag erzählte, noch. Damals hatte sein Onkel den talentvollen Sohn des armen und verlassenen Lehrers in der kurzfristigen Kapelle zu Bonn, Johann van Beethoven, in das reiche Haus seiner Großmutter gebracht. Hier wählte dem Knaben, der dabei ein Quartier im Hof der Teyernin des Stels und einigen Zuhilfen durchzuwandern hatte, nicht nur ein immer freundliches Willkommen zu, hier schloß sich ihm auch die Herzen, zuerst aus Mitleid, dann aus freundschaftlicher Neigung entgegen. Aber selbst alle Liebe, die man dem Hilfsorganisten und Gemalsten zeigte, konnten nicht ganz die Kälte, die das Herz des verschlossenen und verstoßenen Musikers umfange hielt, in wohnende Wärme verwandeln. Brennings Vater hatte einmal gesagt, daß sich Beethoven immer im Leben zu jedem Menschen und Geschöpfen etwa so verhielt, wie er trotzig und stolz als kleiner Junge vor dem Darschlinger und Weltmenschen Tobias Friedrich Welfer, der seinem Vater würdiger Freund und Sanftmutter und ihm eine Zeitlang Lehrer war, gestanden haben mag, wenn ihn dieser, aus Liebesantheuern und Zerkelagen heimkehrend, aus dem Bett riß und bittertrocken und barock im Klavierpiel unterwies. Stephan von Brenning hatte noch daquefigt, daß Ludwig von Beethoven, vielleicht gerade durch seine feilsche Einseitigkeit, mit der er durch wenig Glück und große Dargang seines Lebens ging, das Ziel des höchsten Künstleriums gefunden habe.

Das verstand Gerhard bei seiner Jugend nicht, er wußte dem Gedanken aus und verlor sich in den taubend Dornen, die er wußte, daß sie seinem vergitterten Meister auch in Wien anheimgefallen waren, ein paar Rosen schönen Erinnerungs zu legen. Schindler aber dachte an die letzten Monate. Von dem Gute des Bruders, Gneizendorf, war Beethoven im Winter krank zurückgekehrt. Seitdem war es ein langames Hinwachen. Jährlicher Jersall ging unerbittlich gegen den Körper vor. Hier Funktionen hatten vorübergehend Linderung geschafft, sogar ja, daß er sich wieder an die 10. Sinfonie machen und an die Vollendung der Bach-Duvertüre geben wollte. Aber langsam verzerrten die letzten Stunden in seines Lebens Stundenlang.

Es war soweit. Beethoven wußte es selbst. Vorgelesen hatte er gesagt: „Klassisch, Freunde, das Schauspiel ist zu Ende.“ Von diesem Abend an lag er in schwerem Tobestampf. Der Mensch, der an kämpfe gewöhnt war, wußte sich nicht leicht dem Schütter, dem wir alle anheimfallen ergeben. Als die beiden zum Kirchhof kamen und den Wirt fanden, war dieser nicht sehr freundlich — ein Musiker, paß — wenn auch Beethoven, den man vor Jahren sehr liebte — aber heute — das Volk hat ihn fast vergessen.

Abends erzählte der Totengräber zu Hause, daß sie dem Beethoven eine Grabstelle gesucht haben. Seine Frau wußte recht nicht, wen er meinte, als er sagte: „Ja, der kranke Musiker“, da erkannte sie, wen er meinte: Den General der Musikanten, den sie einmal als Lumpen aufgefressen hatten, so verkommen sah er aus. Den tauben, kleinen Keil mit den Vodenarben in dem höchsten Gesicht, den Halbverrückten, der früher häufig durch die Straßen schritt, mit dem breiten Baternöder und dem langen blauen Strick in den Halsringknöpfen.

Die Frau machte nach, wie Beethoven zu tun pflegte, wenn er aus der kranken Spargelangen möglich hies. Ein Strigebuch aus die angestrichelten Lehnen zog und laut vor sich hindrumrollen und gestikulierenden Gesicht machen. Dann tunkte der Mann die bekannte Gesten an, daß einmal ein Gelpann Ohren vor diesem komischen Eigenbrötler, der es so Rußl machend durch die Gassen schritt, durchgegangen war.

Da vergnügten sich die Leute und lachten über einen Toten. — Im Schwarzpanzerhause hatten in den Stunden, da Schindler und Brenning zum Friedhof waren, die Besuche derer, die den unangenehmen Musiker noch einmal sehen wollten, nachgelassen. Nur Karl Hüttenbrenner war im Schlafsaal, in dem dumpfe Luft lag, nicht abwesend.

Der Freund Schuberts sah am Bett, hörte auf das Flüstern der kleinen Grammatiker, die einst Karl'sen Christiane Ekmannst dem Meister überwiehen hatte, und sah oft auf ein Bild, das Johanns Geburtstags, eine armliege Bauernhütte, darstellte und das Beethoven erst vor kurzer Zeit gebracht worden war. Große Freude hatte der Lebende an dem Geschenk gezeigt.

Nur Karl Hüttenbrenner war im Schlafsaal, in dem dumpfe Luft lag, nicht abwesend. Der Freund Schuberts sah am Bett, hörte auf das Flüstern der kleinen Grammatiker, die einst Karl'sen Christiane Ekmannst dem Meister überwiehen hatte, und sah oft auf ein Bild, das Johanns Geburtstags, eine armliege Bauernhütte, darstellte und das Beethoven erst vor kurzer Zeit gebracht worden war. Große Freude hatte der Lebende an dem Geschenk gezeigt. Und Karl Hüttenbrenner war im Schlafsaal, in dem dumpfe Luft lag, nicht abwesend. Draußen pfliff der Wind um Häuserreden und ruppelte an Dachziegel.

„Lied, lang die Uhr und mit ihrem Schlägen rann Stunde um Stunde in Bergangenhent.“ Ob Beethoven träumte? Vielleicht durchlebte sein Geist noch einmal Glühstunden höchster Schaffensleistung und Freude des Erfolges. Was sein, daß er davon kann, daß Musiker der ganzen Welt ihm Ehre und Andeutung wie einen Vorbestanz um die Stirn legten.

„Lied, lang die Uhr — verlangte ihren Schlag und blieb stehen, wie sie immer tat, wenn ein Gewitter im Kommen war.“ Ob der Sterbende vielleicht von der Zeit träumte, da ihm die Liebe das Herz in die Hände genommen hatte und es freigelegt, daß alles Zeit und alle Götze vergehen war? Jede Bangigkeit um die Zukunft des Schicksals über das Gesicht, das ihm bei allem noch das Gehör gerast hatte.

Es wurde dunkler im Gemach. Schwarze Wolken zogen herauf, der Wind ließ stärkere Weile. Ob der Sterbende letzte Gröhen an Gulletta, an die damals sechsjährige Tochter des Grafen Guiccardi, sandte? Sie war dem Dreißigjährigen mit ihrer Jugend und Liebe Neubrunn des Lebens, war ihm Jender, der mehr als alle Worte war. Sie war ihm einige große Liebe, von der so viel Sorge im Worte liegt, und war für ihn das Kiebergesichtsfönnen, da sie nebenandbergehen mußten.

Regentropfen schlugen an die Scheiben. Anselm Hüttenbrenner wußte Beethovens kalten Schweiß von der Stirn und fühlte nach seinem Pulse. Fern grollte Donner. Ob der Welt größter Komponist mit dem Tönen jener. Selten lagte er etwas über Gott und Religion, aber in seinen Schöpfungen lag das Bekenntnis einer Welt, die sie besser kaum Menschen gegeben werden kann.

Der Regen klatzte lauter auf, Hagelstich und Sturm machten sich auf, der Donner rollte heftiger über Stadt und Land. Da — Blitz und Schlag. Alles war in Feuer getaucht, alles durchzittert von fürchterlichem Krachen. Beethoven richtete sich auf, blidte starr mehrere Sekunden lang in die Höhe, freudete die geballte Rechte empor — und dann — ein Zurücksinken, aber kein Wenzug und kein Herabsinken mehr. Wollte der Entschlafene noch einmal gegen das Gesicht antreten mit allerletzter, zusammengeraffter Kraft?

So lagen die einen. Wollte er dem Himmellichen eine Sinfonie dirigieren? So sagten die anderen. Hüttenbrenner, der bißig geworden, drückte dem Goethe der Musiker die halbgeöffneten Augen zu. „Halt Wien aber brauchte das gewaltigste Konzert der Natur, wies Gewitter.“

Das war am 28. März 1827, nachmittags nach 5 Uhr, Monat und Tag genau wie bei dem ersten Auftritte Beethovens als Wunderkind in Köln im Jahre 1778. Wenns, als sich das Wetter verzogen hatte und Sterne am Himmel leuchteten, haben viele ein Meteor. Da wünschten sich einige irgendein Glück, die anderen aber sagten, daß jetzt ein Großer über der Erde fände. Das soll heißen, daß ein Großer überleben sei.

Streitphilosophie.

Woch ste ist es einem Volke so schwer gemacht worden, seinem Willen zur Demokratie die erste Form zu geben. Um die Grenzen des Reichs zieht sich noch immer der ewigwährende Ring der Wodade, ängelt noch immer der Kampf mit dem Imperialismus der Entente und ihrer Genossen empor. Im Innern aber ringt die Antithese des überwindenden Militarismus, der Wille zur Minoritätsdiktatur im blutigen Straßenkampf um den Sieg. Von allen Jermittlern aber ist für den Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens am verhängnisvollsten der Glaube an das Recht zur Arbeitsmiederlegung, zum Generalstreik. Walter Treu-

herz setzt sich im neuesten Heft von „Kard und Ead“ philsophisch mit ihm auseinander.

Solange das Volk, fährt er aus, in zwei Gruppen gespalten war, einer niederen, dienenden und einer bevorrechteten, herrschergewöhnlichen Klasse hatte der Streik als Klassenkampfmittel Berechtigung und inneren Sinn. Er war nach der von Marx und Engels in kommunistischen Manifest vorgezeichneten Entlohnung das letzte Mittel, um die Würgburg des kapitalistischen überreifen Staatsorganismus in Trümmer zu legen, und auf den Ruinen die rote Fahne der sozialistischen Gesellschaftsordnung zu entfalten. In der Stunde, da die in wenigen Händen zusammengeballte Macht des Kapitals durch den Generalstreik in den Besitz der Gesellschaft überginge, wäre die sozialistische Revolution begonnen und beendet worden. Die Revolution des Proletariats gegen die Bourgeoisie wäre nur ein kurzer Stoß, der Generalstreik das Instrument gewesen — um der gefeierten wendigen Evolution Luft zu verschaffen.

Im Sinne Engels glaubten die Väter des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus an die geschichtliche innere Bewegung alles Geschehens. Ihre Lehre besteht in der Aufweisung einer notwendigen Entlohnung, die aus der Entemmen der kapitalistischen Wirtschaftsoverfassung hergeleitet wird. In ihr ist kein Raum für die Theorie des Aufschusses oder der bolschewistischen Katastrophentheorie, die Lenin ganz um Unrecht — wie niemand besser als Karl Rausky nachgewiesen hat — von Marx und Engels herleiten zu dürfen glaubt. Aus dem Schoße des Kapitalismus soll vielmehr organisch die sozialistische Ordnung erwachsen. Klassenkampf und Streik sind nur die Mittel, um die Bourgeoisie zu germaßen und zu füttern.

Der Streik als Klassenkampfmittel in einem Staatswesen, das nur eine Kategorie politisch gleichberechtigter Bürger kennt, ist demnach zum stumpfen Schwert, zu einem für das Museum reifen Reliquit geworden. Die alte sozialistische Parteiorganisation empfahl den Streik, weil sie die revolutionäre Schwingkraft des Proletariats, den Haß gegen die Bourgeoisie im Streik immer wieder aufpeitschte, weil der Streik zu Solidarität und Eingabe an die politische Idee erzog. All diese Voraussetzungen entfallen nun mehr. Streiks schädigen weniger den Unternehmern als die gesamte Volkswirtschaft. In einer Zeit, da das Schwanzrad der Wirtschaft sich in schnelleren Touren dreht und das Gewinnstreben des Unternehmers zu höchster Potenz entfacht ist, wohnt dem Streik, der immer gern in Hochkonjunkturzeiten verlegt wurde, allerdings die Wucht wirksamen Angriffs inne. Die schädlichen Wirkungen sozialistischer Arbeitsmiederlegung müssen aber in einer Wirtschaft, die maßig um ihre Existenz kämpft, auf die Allgemeinheit zurückzuführen, weil die Gütererzeugung geringer wird und schließlich ganz schwindet. Die Produktivkräfte der Gesellschaft stehen in unangemessenem Verhältnis. Begt eine Kategorie von Unternehmern die Hände in den Schößen, so werden auch andere Volksteile betroffen. Das Gerüche der Wirtschaft wird fortwährend von zahllosen Einzelnen erschüttert — bis es schließlich zusammenbricht. Wenn diese gefährliche Wirkung nicht der Sinn des Streits als Kampfmittel sein soll, dann ist er eben zu Unrein verkehrt worden. Das „heilige“ Streitrecht führt zu kampfloser Aufhebung von Volk und Volk. Das Bewußtsein, Arbeit sei eine gesellschaftliche Funktion, sinkt ohnmächtig hinter bürokratische Beschränkungen: wer nicht den letzten Kreuzer, auf den der Arbeitnehmer ein Recht zu haben glaubt, beinungsmäßig zahlt, wird monomisch niedergemacht.

Wenns, als sich das Wetter verzogen hatte und Sterne am Himmel leuchteten, haben viele ein Meteor. Da wünschten sich einige irgendein Glück, die anderen aber sagten, daß jetzt ein Großer über der Erde fände. Das soll heißen, daß ein Großer überleben sei.

Arbeit an der Bibel.

Von Ernst Bissauer.

(Nachdruck verboten.)

Aus Bissauers neuestem, soeben bei Dietrichs in Sena erschienenem Gedichtbuch: „Die ewigen Kämpfer“.

Droben auf der Wartburg, rufend von Bährns und Fahrt, Hauß seit Kantale ein Junfer, fällig, friedlich, geladert. Wäher verstreut auf der Diele, schweinsledern, mit Schellen beziert. Weist stigt er im Anruf, führt das Kinn, meditiert. Vor ihm die uralte Bibel all und neu Testament. Bisweilen schnell er vom Bessel — rennt;